

Verkiezings-Geografie van Amsterdam. Mensch en Maatschappij, Jg. 10 Groningen.

<sup>303)</sup> *Tuckermann, W.*: Die wirtschaftsgeographische Verknüpfung der Niederlande mit dem deutschen Binnenland. Lebensraumfragen europ. Völker 1, Europ. Leipzig 1941.

<sup>304)</sup> *Kuske, B.*: Die wirtschaftliche und soziale Verflechtung zwischen Deutschland und den Niederlanden bis zum 18. Jahrhundert. Dt. Arch. f. Landes- u. Volksforsch. I, 1937.

<sup>305)</sup> Deutschlands Wirtschaftsverflechtung mit seinen westlichen Nachbargebieten. Hrsg. v. d. Wirtschaftskammer Köln, 1940.

<sup>306)</sup> *Spethmann, H.*: Die großen Kanalbauten in Holland und Belgien. Oldenburg 1935.

<sup>307)</sup> *Kraus, Th.*: Die Ardennen. Dt. Arch. f. Landes- und Volksforsch. IV, 1940. — *Ders.*: Die Landschaften zwischen Niederrhein, Maas und Schelde. In: Geographische Probleme Westdeutschlands 1939.

<sup>308)</sup> *Schmithüsen, J.*: Das Luxemburger Land. Landesnatur, Volkstum und bäuerliche Wirtschaft. Forsch. z. deutsch. Landeskde. Bd. 34, Leipz. 1940 (ausführl. Würd. v. *W. Tuckermann* in G. Z. 47, 1941).

<sup>309)</sup> *Schmithüsen, J.*: Wesensverschiedenheiten im Bilde der Kulturlandschaft an der wallonisch-deutschen Volksgrenze. Dt. Arch. f. Landes- u. Volksforsch. III, 1939.

<sup>310)</sup> *Flohn, H.*: Beiträge zur Talgeschichte Luxemburgs. Arch. d. Großherzogl. Inst. v. Luxemburg, 14, 1936. — *Ders.*: Zur Klimakunde des Großherzogtums Luxemburg. Meteor. Ztschr. 1946. — *Ders.*: Das Luxemburger Land. Ein länderkundlicher Versuch. Zt. f. Erdk. V, 1937.

## KULTBAUTEN IN DER HINTERINDISCHEN LANDSCHAFT

*W. Credner*

Mit 8 Abbildungen

Der Vielgestalt des Reliefs entspricht im hinterindischen Raum auch eine Buntheit des Völker- und Kulturbildes, wie es sich sonst wohl an keiner Stelle der Erde auf so engem Raume findet<sup>1)</sup>. Es ist Ergebnis der dauernd von Norden nach Süden nach Hinterindien hereinsickernden Völkerbewegungen, dazu aber auch von Ausstrahlungen der großen Kulturzentren Asiens, und zwar vor allem des vorderindischen. Dieses Überwiegen von Westen, aus Vorderindien kommender Kultureinflüsse ist besonders bezeichnend für den hinterindischen Raum, der daher diese Bezeichnung als eines Teilgebiets des indischen Kulturbereichs durchaus zu Recht trägt. In der Tat ist chinesischer Kultureinfluß nur für den Osten des Raumes bedeutsam geworden, für die Küstenlandschaften östlich der Kordillere von Annam, für Tongking und Annam, dagegen nicht mehr für Kambodja. Vor der Expansion des Chinesentums von Nordchina her wich ja gerade die ältere Bevölkerung des heutigen südchinesischen Raumes südwärts aus in die hinterindische Gebirgswelt herein, und diese sich der Sinisierung passiv widersetzenden Völker bildeten geradezu eine Art Abschirmungszone gegen das Eindringen chinesischer Kultureinflüsse nach Hinterindien von Norden her; denn als in den Jahrhunderten um die Zeitwende brahmanische und dann buddhistische Vorstellungen den hinterindischen Raum von Süden, von den Ansatzpunkten indischer Kolonisation her durchdrangen, da hatte die chinesische Hochkultur in ihrer Ausbreitung

innerhalb Chinas ja erst die Yangtselinie kaum überschritten, konnte also bis nach Hinterindien noch nicht hineinwirken. Erst die Han-Kaiser stießen südwärts in die Gebirge des heutigen Südchina und bis nach Tongking, also bis an den NO-Rand Hinterindiens vor. Von hier aus ist denn auch später der Osten Hinterindiens stark mit chinesischer Kultur durchtränkt worden, so daß er den Namen Indochina zu Recht trägt. Es verbietet sich diese Bezeichnung dagegen für das übrige Hinterindien, das eindeutig zu den Außenbezirken der indischen Hochkultur gehört. So ist es denn auch die Gedankenwelt Indiens, aus der die Kultbauten in Hinterindien erwachsen sind, Bauten vor allem des Buddhismus, der sich ja in allen Ländern Hinterindiens als Volks- und Staatsreligion durchgesetzt hat, mit Ausnahme der Malaiischen Halbinsel. Deren Bevölkerung bekennt sich zum Islam, der als neue Welle kultureller Beeinflussung, auch von Westen kommend, Südostasien etwa im 14. und 15. Jahrhundert erreichte und ältere indische Kultureinflüsse auslöschend in der Insulinde und auf der Malaiischen Halbinsel, also im Lebensbereich der Malaien, Fuß faßte, so daß also die Ausbreitung des Islams die Aufspaltung Südostasiens in das buddhistische festländische Hinterindien und das mohammedanische insulare Südostasien bewirkt hat.

Der Buddhismus ist in Hinterindien immer nur die Religion der Kulturvölker der Ebenen gewesen. Als die indischen Kultureinflüsse und mit ihnen der Brahmaismus als die ältere vorbuddhistische Religionsform Indiens, die sich aber mit ihren verschiedenen Spielarten in Indien

<sup>1)</sup> *W. Credner*, Hinterindien, Hdb. d. Geogr. Wissenschaft Bd. Süd- u. Südostasien S. 327—452, insbesondere S. 395.

selbst auch über die Zeit der Vorherrschaft des Buddhismus bis in die Gegenwart erhalten hat, Hinterindien erreichten, da waren diese Völker der Ebenen im heutigen Burma vor allem die Mon, die auch in der Menamebene saßen und zusammen mit dem am Unterlauf des Mekong siedelnden Kmer die Gruppe der eine austroasiatische, dem austrischen Sprachstamm zugehörige Sprache sprechenden und nach ihnen genannten Mon-Kmervölker bildeten. Durch Zuwanderung tibetoburmanischer Stämme sowie von Tai von Norden haben sich dann innerhalb Birmas, die älteren Mon in ihrer Herrschaftstellung ablösend und ihre Sprachen durchsetzend, die Völker der Burmanen und der Shan, die letzteren reine Tai, ihre Lebensräume entwickelt. Sie haben dabei von den älteren Insassen dieser Ebenen, die sie rassenmäßig meist assimilierten, deren Kultur und damit den inzwischen in den Bereichen indischer Kulturbeeinflussung zur Herrschaft gelangten Buddhismus übernommen. Das gleiche vollzog sich im Bereich des Menambeckens, wo von Norden zuwandernde Tai sich mit ihrer Sprache und ihrem Volkstum durchsetzten, aber dabei die ältere Kultur der Mon und der von diesen beeinflussten Lawa übernahmen und so als Tai Noi im Süden der Menamebene, als Lao im Nordsiamesischen Gebirgsland zu Trägern des Buddhismus wurden. Ziemlich unverändert scheint sich nur im Unterlaufgebiet des Mekong das Volkstum der Kmer, der einst wohl wichtigsten Träger indischer Kultur, in den heutigen Kambodjanern, die sich auch selbst noch Kmer nennen, erhalten zu haben.

Die Waldgebirge zwischen den Siedlungsräumen dieser Völker der Ebenen sind aber noch heute von Naturvölkern besiedelt. Da leben in den Westburmanischen Randgebirgen die Naga- und Tshinvölker, in der Hinterindischen Zentral-kordillere folgen von Norden nach Süden die Katshin, Palaung und die Stämme der Karen. In den Gebirgen Nord-Tailands siedeln die zu den Ka-Völkern gehörigen Tin und Kamuk und in den Gebirgen der Kordillere von Annam finden sich eine Vielzahl von kleinen Stämmen der Tai und südlich davon wieder austroasiatische Ka-Völker, die die Annamiten auch mit dem Sammelnamen Moi bezeichnen. Sie alle sind ihrer geistigen Vorstellungswelt nach Animisten und haben sich auch da, wo sie äußerlich die Religion des Buddhismus angenommen haben, weitgehend animistische Vorstellungen bewahrt. Bei ihnen fehlen naturgemäß alle höheren Formen des Kultbaus, wie sie die Kulturlandschaft der Völker der Ebenen kennzeichnen, aber an kultischen Zeugnissen fehlt es darum auch in ihren Lebensräumen nicht. Schließlich finden sich in einem noch höheren Stockwerk der hinterindischen Gebirge eine ganze Reihe von Bergvölkern wie die tibetobur-

manischen Akka, Lahu und Lissu und die erst in junger Zeit aus dem Süden Chinas zugewanderten Meo und Yao. Auch sie sind in ihren geistigen Vorstellungen von den Hochkulturen Asiens kaum beeinflusst und sind noch heute Träger animistischer Vorstellungen und vielfach schamanistischer Kulte.

Mit diesen Völkern der tropischen Waldgebirge und der Gebirgshöhen wollen wir unsere Betrachtung beginnen. Die Wirtschaftsform aller dieser Völker ist der meist mit dem Grabstock betriebene Pflanzbau. Ohne Einsatz tierischer Arbeitskräfte bestellen sie an den Gebirgshängen ihre Bergreifelder im Brandrodungsbau. Sie roden mit dem Dschungelmesser und unter Zuhilfenahme des Feuers alljährlich in der Trockenzeit ihre Feldstücke und säen, wenn die sommerlichen Monsunregen den Boden durchtränkt haben, ihren Bergreis in diese ein. Sie kennen keine Bewässerung ihrer Felder, sind im Erntertrag also ganz vom Ausfall der Regen abhängig, deren Ergiebigkeit von Jahr zu Jahr stark zu wechseln vermag. Wildschaden, das Einfallen von Vogelschwärmen zur Zeit der Reife des Reises, Schädlinge der Kleintierwelt, Bodenabspülung durch schwere Gewitterschauer, die auch die Halmfrucht selbst zu schädigen vermögen, sind die feindlichen Kräfte, mit denen man sich auseinanderzusetzen hat. Immer glaubt man sich dem Werk böser Geister gegenüberzusehen, und so sucht man ihnen mit Abwehrzauber zu begegnen. Das geschieht dadurch, daß man an den Ecken des Feldes und an den Wildpfaden, die auf das Feld zuführen, Geisterabwehrzeichen errichtet. Das sind kleine, ganz unscheinbare aus gespaltenem Bambus hergestellte Zeichen in Dreiecks- und Sechseckform, denen man solche magische Kraft beimißt. Überall stößt man auf solche Zauberzeichen, etwa an den Rastplätzen der Tragtierkarawanen, die mit Salz beladen über die Gebirge ziehen. Da sollen sie die weidenden Tiere gegen Raubzeug, vor allem gegen Tiger und Leopard, schützen, in deren Gestalt sich die bösen Geister dem Rastplatz nähern und ihn umschleichen. Auch vermag man mit solchen Zeichen den Geistern zu wehren, die etwa das Vieh vom Rastplatz in den Wald locken, und dort in die Irre führen. Wo ein von Fremden begangener Verkehrspfad an einer Siedlung vorbeiführt, da errichten deren Bewohner da, wo der Weg dem Haus am nächsten kommt und ein Weg zur Behausung abzweigt, kleine, aus Holz und Bambus hergestellte altarartige Bauten, auf denen sie etwas Reis und ein paar Bananen niederlegen, um den bösen Geistern ihren Tribut zu zollen und sie am Abbiegen in die Siedlung zu verhindern. Kleine Papierfähnchen machen die Geister auf die Stelle aufmerksam und halten zugleich die Naschhaftigkeit der Vögel von ihr

fern. Auch die bösen Geister des Wassers weiß man an Furtübergängen über Bäche und Flüsse durch solche Geisterabwehrzeichen zu bannen. Daß aber auch die Hochkulturvölker Asiens, vor allem der Chinese, wenn er etwa als Händler von Ort zu Ort in den Gebirgen Hinterindiens unterwegs ist, solchen Methoden der Geisterabwehr durchaus nicht entwachsen ist, zeigt sein Verhalten vor dem Queren eines tieferen und vielleicht krokodilverseuchten Gewässers, wie ich es oft in der Malaiischen Halbinsel erlebt habe. Er setzt nämlich keinen Fuß ins Wasser, ohne vorher ein paar Feuerwerkskörper, dieses echt chinesische Geisterabwehrmittel abgebrannt zu haben, um alle ihm drohenden Gefahren zu bannen.



Abb. 1. Geisterabwehrzauber im Bereich animistischer Religionsformen der Waldhackerbauvölker Hinterindiens

Schutzzauber unter dem Boden eines bäuerlichen Reisspeichers bei den Weißen Karen in der Zentralkordillere, West-Tailand.

Auch dem als Erntegut in den Reisspeichern eingebrachten Reis drohen von seiten der Geister noch Gefahren. So bringt man auch unter dem Boden des als Pfahlbau errichteten Reisspeichers Geisterabwehrbauten an. In einem aus Bambus und Bananenblättern errichteten und mit Reisfelderde gefüllten kleinen Bau steckt man als eine Art Fruchtbarkeitsopfer winzige Nachbildungen des Hauptreisspeichergeräts, des Grabstocks ein, vor allem aber stellt man in ihm einen kleinen Bogen auf, gespannt gegen alle bösen Geister, die es wagen sollten, sich in Gestalt von Dieben oder von Mäusen und vielleicht Ameisen an den Erntevorrat zu machen (Abb. 1).

Auf solchen Abwehrzauber stieß auch H. Bernatzik, als er ein Dorf der Akka in den Gebirgen Nordsiams erreichte, nämlich auf „hölzerne Pfeile, nach allen Richtungen in den Boden ge-

steckt, die den bösen Geistern den Eintritt in das Dorf verwehren sollten“. Auch Holzschwerter fand er, die denselben Zwecken dienen<sup>2)</sup>.

Bei den Naturvölkern finden sich aber auch schon kleine Tempelbauten, den Geistern des Ortes geweiht. Es scheint fast, als wenn diese Errichtung gesonderter Gebäude für die Verehrung der Geister hier in Hinterindien aber auf Einflüsse von seiten der buddhistischen Kulturvölker der Ebenen zurückgeht. Auf diesen Gedanken führte mich unter anderem eine Beobachtung in einem Dorf der Yao im Gebirgsland Nordost-Tailands, die ja selbst ihre Häuser in chinesischer Bauweise auf ebener Erde errichten, die den Tempel dem Schutzgeist der Siedlung geweiht als Pfahlhütte erbaut hatten, wie wenn sie diese Tempelbauform von den buddhistischen Bewohnern der Ebene abgeschaut hätten.

In der sonst fast baumlosen Kultursteppe des Kalkplateaus von Karenni in Birma fand ich in einem Dorf der roten Karen einen solchen Tempelplatz am Rande eines Dorfes in Verbindung mit einer Gruppe von alten Bäumen, die selbst als Sitz des Geistes des Dorfes gedacht sind. Im Tempel befand sich wohl eine altarartige Bank, aber kein Götterbild, dafür aber waren um den Tempel herum eine ganze Reihe von Opferpfählen in den Boden getrieben, ähnlich denen, die wir auch später noch bei den buddhistischen Tempeln der Shán finden werden und wie sie als Neujahrspfähle sich auch sonst bei Naturvölkern finden und schließlich als Maibaum auch bei den Bauernvölkern Mitteleuropas noch erhalten sind. Der Seelenvogel aus einfachem Bambusgeflecht nach Art einer Windfahne hergestellt, zierte einige dieser Pfähle, wohl die zuletzt errichteten. Kleine Opfertische in Form eines ein wenig bootartig aufgebogenen Brettes finden sich mehrfach im Bereich der Tempelanlage, und ein deutlich erkennbares nachgebildetes Skalp deutet auf alte Erinnerungen an Kopfgang hin, wie sie ja in nicht allzu fernen Gebieten bei den Wa in den Grenzbereichen zwischen Burma und China noch heute geübt wird. Eine Fülle von alten Überlieferungen in mehrfacher Schichtung wird von so einer kleinen Kultstätte wieder gespiegelt. Wie schon die Kulturen dieser Naturvölker vielschichtig sind, so haben sich viele ihrer geistigen Vorstellungen auch bei den Völkern der hinterindischen Vollkulturen erhalten. Die bösen Geister, die Pi der Tai, die Nat der Burmanen spielen aber auch bei diesen Kulturvölkern noch eine recht bedeutende Rolle und sind durch die Lehre des Buddhismus durchaus noch nicht völlig entthront. Auch sie errichten, zumal wenn sie fernab von den großen Ebenen, in einem der Gebirgstäler siedeln und dort der Natur und

<sup>2)</sup> H. Bernatzik, Die Geister der gelben Blätter, Forschungsreisen in Hinterindien. München 1938, 290 S.

ihrem Leben noch näher verbunden sind, solche kleinen Zeichen der Geisterabwehr oder des Geisterkultes. Der Geist des Reisfeldes wird sogar als Bildstock von den Tai an den Rändern der Felder aufgestellt. Man findet ihn nicht gerade häufig, aber es lebt dieser gute Geist, der über das Reisfeld wacht, doch unter dem Namen Phra Tü Phum<sup>3)</sup> im Bewußtsein des Bauernvolkes. Daß von den Tai den *genius loci* auch heute noch häufig kleine Opfergaben dargebracht werden, ist ebenfalls bekannt. So erlebte ich einst im äußersten Nordosten Tailands, wo aus dem Felsuntergrund eine Reihe von Solquellen entspringt, die die dortigen Lao in kleinen Salinen nutzen, wie der Pächter einer dieser dem Staate gehörigen Quellen deren Geist zur Mittagszeit sein Opfer brachte. Ein größerer Stein, vor dem Salzbrunnen errichtet, war der Altar, und der Alte kam, als die Sonne ihren mittäglichen Hochstand erreicht hatte, aus seiner Hütte, trug auf schöner Lackschale Reis und Früchte und ein Schälchen mit Reiswein herbei und opferte alles unter inbrünstigem Gebetsmurmeln auf dem Stein dem Geiste des Brunnens, damit er ihm gnädig sei und weiter das salzige Wasser, den Rückhalt seiner wirtschaftlichen Existenz in reicher Menge spende. Hinter dem Alten her kam aus der Hütte ein räudiger Hund und machte sich, als sein Gebieter sich nach vollzogenem Opfer wieder dem Hause zuwandte, über das ihm gewohnte Opfermahl her.

In zwei Teilräumen Hinterindiens finden sich Zeugnisse recht großartiger Megalithkulturen, deren Träger zum Teil entweder die unmittelbaren Vorfahren der heutigen, in den Bereichen ihrer Verbreitung lebenden Völker oder aber lange erloschene, einstige Bevölkerungsschichten der betreffenden Gebiete waren. Das erstere gilt für die in den Nagabergländern und denen der Tshin in den Westburmanischen Randgebirgen sich findenden Megalithen. Bei diesen handelt es sich entweder um Einzelsteine oder kleine Gruppen von teils aufrecht stehenden, männlichen Riesenblöcken, teils liegenden weiblichen Steinen, die zu Ehren hervorragender Häuptlinge oder angesehenen Sippen, vielfach von diesen selbst zu ewigem Andenken ihrer Bedeutung errichtet worden sind, aber auch — und das gilt besonders für die mit Inschriften und Reliefdarstellungen ausgestatteten Einzelsteine — dem Andenken an hervorragende Herrscherpersönlichkeiten nach deren Tode von ihren Getreuen oder auch ihren Nachkommen errichtet worden sind. Es stehen die Megalithen aber auch im Zusammenhang mit der besonderen Sozialordnung bei den Naga- und Tshinvölkern, bei denen ein

Angehöriger des Stammes durch Ausstattung großer, oft Jahre hindurch während Opferfestlichkeiten, bei denen die Schlachtung einer größeren Anzahl von Gayals, der von diesen Stämmen gehaltenen halbzahmen Waldrinder (*Bos frontalis*), eine besondere Rolle spielt, in eine höhere soziale Stellung innerhalb des Stammes aufzurücken vermag. Den Antrieb zu solchem Aufstieg in der sozialen Ordnung bildet neben dem Geltungsbedürfnis bei den Männern dieser sehr kriegerischen und vor nicht allzu ferner Zeit noch Kopffjagd treibenden Stämme auch der Glaube, daß mit dem Einrücken in eine gehobene soziale Stellung auch der Seele nach dem Tode der Eintritt in das Jenseits erleichtert wird<sup>4)</sup>. Meist sind die Steine nur roh behauen, manchmal aber auch mit reicher Ornamentik ausgestattet, so vor allem bei den Kuki-Tshin, die etwa die Stifter und ihre Familie sowie ihren Reichtum an irdischer Habe, vor allem an Vieh, darstellt. Oft sind auch Gayalschädel auf ihnen abgebildet, die auf die Tieropfer des Stifters und seine soziale Stellung hindeuten. Es sind dieselben Darstellungen von Gayalschädeln, wie sie auch heute noch in schwarz, rotbraun und weiß gehalten die Pfosten und Eingangswände der Häuser solcher sozial gehobener Familien schmücken, wobei auch wieder die neben den Gayalschädeln angebrachten geschnitzten Menschenmasken auf die von diesen Stämmen bis vor kurzem noch geübte Kopffjagd deuten.

Das zweite Gebiet mit Megalithen innerhalb Hinterindiens liegt in dessen Nordosten in Französisch-Indochina, und zwar auf dem Plateau von Tranh Ninh und in der südlich von diesem gelegenen Gebirgslandschaft von Hua Pan, die heute von Hackbau treibenden Tai-stämmen und in den höchsten Teilen von südchinesischen Bergvölkern besiedelt sind, die selbst beide keinerlei Beziehungen mehr zu der Megalithkultur haben. Deren Zeugnisse sind sehr eingehend von M. Colani beschrieben worden<sup>5)</sup>, ohne daß es der Bearbeiterin allerdings möglich gewesen wäre, die Frage nach Herkunft der Steinsetzungen und der bis zu 3 m hohen Riesenurnen, nach den Völkern, die sie einst erstellten, zu beantworten, wie ja auch eine einheitliche Deutung der eigenartigen Verbreitung megalithischer Denkmäler von den nordwesteuropäischen Atlantikküsten bis zur Osterinsel im äußersten Südosten Ozeaniens noch aussteht.

Solchen Relikten vergangener Kulturen und den primitiven baulichen Äußerungen der heutigen Naturvölker Hinterindiens steht nun gegen-

<sup>3)</sup> Abbildung bei K. Döring, Siam, München 1923, Teil 2, S. 34.

<sup>4)</sup> R. v. Heine-Geldern, Südostasien in G. Buschans ill. Völkerkunde 1923, S. 902 sowie 928 ff., dort auch Abbildungen.

<sup>5)</sup> Mad. Colani, Megalithes de Haut Laos, 2 Bände, Paris 1935.

über der ganze Reichtum kultischen Bauschaffens, mit denen die Kulturvölker der Ebenen ihre Lebensräume ausgestattet haben. Das gilt vor allem für die dem Buddhismus anhängenden Völker, während sich in der malaiischen Halbinsel, im Verbreitungsbereich des Islam, nicht einmal Ansätze zu reicherer Ausgestaltung der Kultstätten, der Moscheen erkennen lassen, die hier ärmliche strohgedeckte Hütten geblieben sind. Erst in der Zeit der europäischen Kolonialherrschaft sind dort mit der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes in den größeren Städten einige ansehnliche Bauten entstanden, die aber ganz dem Formenkreis der in den Trockenlandschaften Westasiens entwickelten arabischen Moschee zugehören und in der feucht-tropischen Landschaft fast so fremd wirken wie die christlichen Kirchen, die hier Portugiesen, Holländer und Engländer errichtet haben. Anders das Wirken der indischen Kultur hier in den naturverwandten hinterindischen Raum herein. Da sind die Beeinflussungen aus dem einen Tropenland in das andere gegangen, und wenn die hinterindischen Völker auch aus ihrer eigenen Geistigkeit heraus wohl nie zur Entwicklung höherer religiöser und philosophischer Systeme hätten gelangen können, so haben sie in ihrer kindlichen Einfalt und in der Harmonie ihres naturgebundenen Lebens doch einen denkbar günstigen Boden abgegeben für die Aufnahme des Saatkorns der aus Indien kommenden hohen göttlichen Lehren.

Sicher sind die indischen religiösen Einflüsse zunächst in Hinterindien getragen gewesen von der an seinen Küsten errichteten politischen Herrschaft indischer Kolonisationsunternehmungen, die wohl mit Recht brahmanischen Fürstengeschlechtern zugeschrieben werden. Herrisch sind die ersten indischen Bauten auf hinterindischem Boden. Wie Festungen wirken sie und wie Zwingburgen des Geistes. Nicht die Lehre Buddhas, sondern der Brahmanismus mit seinen Göttergestalten, seinen Mythen und Epen, wurde zunächst in den Raum indischer Außenherrschaft verpflanzt und den unterworfenen Völkern aufgezungen, die dabei naturgemäß weiter an ihren Vorstellungen animistischer Art festhielten und diese mit den neuen Vorstellungen irgendwie in Einklang zu bringen versucht haben werden, ein Vorgang, der durch die aus animistischen Urgründen erwachsene Vorstellungswelt der indischen Hochkulturen gewiß erleichtert worden ist. Die Schlange sich beseelt zu denken und den Affengott und das Heer der Affen im Kampfe mit Riesen sich vorzustellen, mußte den Völkern der tropischen Regenwaldlandschaft nicht schwer fallen, und nur aus diesen gemeinsamen Erlebniswelten verwandter Tropennatur der vorderindischen Tropen und der Hinterindiens ist überhaupt das völlige Einswerden der Völker dieses

Raumes mit den von außen hereingetragenen religiösen Vorstellungen zu verstehen, dieses völlige Aufgehen, wie es in der Übernahme und der Fortbildung auch der Grundgedanken der hierarchischen Architektur zum Ausdruck kommt und in ihrer harmonischen Einfügung in die nun in neue Entwicklung eintretende Kulturlandschaft.

Eine Vielzahl von Ruinenstätten mit Palästen und Tempeln in Kambodja und im Süden des zu Tailand gehörenden Koratplateaus kündeten von den hier einst unter brahmanischen Herrschergeschlechtern entwickelten Reichen. Deren ältestes war das in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung von dem Brahmanen Kaudinya begründete Reich Funan im Unterlaufgebiet des Mekong, das dann später etwa vom 6. Jahrhundert ab dem größeren Reiche Kambodja einverleibt wurde. Dessen Herrscher sind es gewesen, die unter Einspannung der in ihrem Königreich zusammengefaßten Kmerbevölkerung die Fülle der Bauten geschaffen haben, die das heutige Kambodja zu einer der großartigsten Tempellandschaften der Erde haben werden lassen. Die gewaltigen Baudenkmäler aus der Zeit der vom 6. bis 14. Jahrhundert reichenden Großmachtstellung der Kmerherrscher, auf die vor allem die Arbeiten der Franzosen und besonders der Ecole Française d'Extreme Orient einiges Licht geworfen haben, lassen deutlich vorderindische Stileinflüsse erkennen, stellen aber allen Sakralbauten Vorderindiens gegenüber doch etwas Neues und Eigenes dar. Das architektonische Grundelement, das in diesen Bauten in vielfach verschiedenen Formen zur Anwendung gekommen ist, ist der sakrale Monumentalbau der brahmanischen Sikkhara, ein Turmbau, rein monumental, keine Raumarchitektur, wie sie unsere Kirchenbauten darstellen. Dabei ist die Form dieser Türme von den Indern ins Phallische umgedeutet, wie denn die kleine im Innern des Turmes ausgesparte Zella in den Shivatempeln auch den Lingam als das Wahrzeichen des ewig Schöpferischen enthält. Diese Sikaren sind nun, jede für sich leichter in der Form als in Indien, in Vielzahl zu pyramidisch terrassenförmigen Massen komponiert, die jeweils als Zentralbauten großräumiger und allmählich nach innen zu ansteigender, vierseitiger Bauanlagen in Erscheinung treten. Weitere Mauervierecke, von breiten, lotusbedeckten Gräben umzogen, rahmen das Ganze und schließen es gegen die profane Außenwelt ab. An erster Stelle stehen unter den Bauanlagen, der Ausdehnung wie auch der erreichten Höhe künstlerischer Leistung nach, die Stadtanlagen von Angkor Tom und die wunderbare Tempelschöpfung von Angkor Wat. Sie stammen beide nach neueren Forschungen erst aus dem 12. Jahrhundert und stellen die Krönung der seit dem 8. Jahrhundert verfolgten

Bautätigkeit dar. Während aber die Stadt mit ihren Tempeln, vor allem der großartige Shiva-tempel Bayon (Abb. 2), schon im 14. Jahrhundert der Zerstörung durch die von Nordwesten eindringenden Tai erlag und in Trümmer sank, ist der buddhistische Tempel von Angkor Wat bis in die Gegenwart doch im großen trotz mancher durch die üppig wuchernde tropische Vegetation eingeleiteten Zerstörung fast unversehrt erhalten geblieben. Voller Staunen steht man vor den gewaltigen Bauwerken, deren riesige Sandsteinblöcke nur von Zehntausenden von Arbeitern und Arbeitssklaven aufgeführt sein können. Die Mauern der Stadt haben allein eine Länge von 12 km. Als Baumaterial für sie wie auch für die Grundmassen der Tempel und Paläste ist Laterit benutzt, der aus den die Mauern umgebenden Gräben gestochen wurde. Als Werkstein, der mit prachtvollem Steinmetzdekor die Bauten ver-

wenn man damit rechnet, daß Kriegsgefangene zur Arbeit herangezogen wurden. Denn neben der Arbeitskraft mußte das Land auch noch die Mittel zur Verfügung stellen, um die Künstler und Facharbeiter zu besolden, die sicherlich noch lange aus dem Bereich der indischen Hochkultur zur Ausführung der kunsthandwerklichen Skulpturen herangeholt wurden. Da das Innere der Städte nach den dort in Masse gefundenen Bauresten, vor allem von Ziegeln, mit denen man damals und nicht wie heute mit Reisstroh, die Häuser deckte, dicht besiedelt war, so ist man gezwungen, für die Jahrhunderte der alten Kmerkultur auch echtes städtisches Leben anzunehmen, das dem heutigen Kambodja doch eigentlich fehlt. Die Gesamtwirtschaft muß wie in Hochkulturindien so weitgehend differenziert gewesen sein, daß sie dem Bauern des weiten Deltalandes, der heute die eigentlich einzige Wirtschaftsschicht darstellt,

Abb. 2. Tempelanlage Angkor Wat,  
Kambodja

Aus dem 12. Jahrh. Der im Zentrum der weiträumigen Mauervierecke von 5 Sikkharen gekrönte Haupttempel im Bild rechts. Die Einzelsikkharen über den Toreingängen durch die Umfassungsmauern, die durch reliefgeschmückte, viele Kilometer lange Galerien gebildet werden.



kleidet und in riesigen Blöcken zu den Sikkharen getürmt ist, dienten besonders harte Bänke des Sandsteins, der das Koratplateau aufbaut. Da die Stadt aber in den Überschwemmungsebenen nördlich des großen Binnensees Tale Sap angelegt wurde, weit entfernt von den Ausliegerbergen der Sandsteinstufe im Norden, so mußten die riesigen Blöcke und Säulen zunächst 10 km weit auf Rollen an den bei Angkor vorbeifließenden Fluß und dann in der Regenzeit auf diesem mit Flößen zur Baustelle transportiert werden. Ungeheure Arbeitsleistungen wurden hier in den Steinbrüchen, beim Transport, bei der Bearbeitung der Bausteine, der Modellierung der viele Kilometer langen Reliefdarstellungen und schließlich bei der Auftürmung der Gesteinsmassen vollbracht. Die Bevölkerung Kambodjas muß damals weit zahlreicher gewesen sein als heute, selbst

eine städtische Bevölkerung von Beamten, Händlern, Künstlern, Handwerkern, Arbeitssklaven gegenüberreten ließ. Eine konsumierende Stadtbevölkerung muß also damals von den Produktionsüberschüssen einer dicht besiedelten Agrarlandschaft gelebt haben. Von alledem ist heute nichts mehr vorhanden.

Allerdings haben sich die natürlichen Verhältnisse der Landschaft in dem halben Jahrtausend, das seit der Fertigstellung des Tempels Angkor Wat verflossen ist, nicht unwesentlich verändert. Die Fläche des durch Dammbildung des Mekongstromes abgeschlossenen Sees Tale Sap hat sich erheblich verkleinert. Für die Blütezeit von Angkor, das heute zur Hochwasserzeit ungefähr 10 km vom Ufer des Sees entfernt liegt, kann man annehmen, daß die Uferlinie weit näher an die Stadt heranreichte. Noch heute verringert sich

der Umfang des Sees ständig durch starke Sedimentation von Sinkstoffen. Man hat berechnet, daß das Becken des riesigen Sees in 200 Jahren vollends ausgefüllt sein wird<sup>6)</sup>. Der See stellte mit seinem ungeheuren Reichtum an Fischen eine wichtige Grundlage der Volksernährung. Mit dem Pulsschlag der Wasserstandsschwankungen des Mekong erweitert sich seine Fläche alljährlich zur Regenzeit in riesigen Überschwemmungen, um dann in der Trockenzeit mit dem Sinken des Mekong wieder zusammenzuschrumpfen. Dann drängt sich in der Trockenzeit die reiche Fischwelt in dem verkleinerten Becken zusammen, bleibt auf den trockenfallenden Flächen zurück

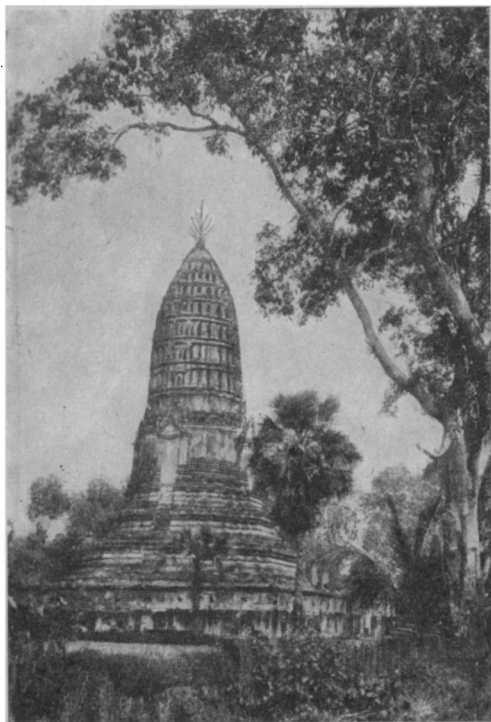


Abb. 3. *Praprang in Tempelruinen von Savankalok in der nördlichen Menamebene*

*Früher Taistil des von den Kmer übernommenen Sikharenhaus, wohl aus dem 14. Jahrhundert.*

und wird zur leichten Beute der Bevölkerung, die, von allen Seiten zusammenströmend, ihre Ernte hält. Sicher war einst der Fischreichtum noch weit größer als heute und konnte als Frischfisch und als Trockenfisch für die größere Bevölkerung jener Zeit ausgenutzt werden, aber der Niedergang des Gesamtlandes und der Verfall des Kmerreiches und seiner Hauptstadt kann allein

aus dieser Veränderung der Naturverhältnisse nicht erklärt werden.

Es sind vor allem historische Tatsachen, die dem Zusammenbruch der Kmerherrschaft zugrunde liegen. Es ist das Auftreten frischer, von Norden her kommender Völker, die mit chinesisch beeinflusster Kultur und Waffentechnik in die Bereiche der Kmer einbrachen. Im Osten, in den Küstengebieten sind es die durch Einwanderung von Tai und durch Beeinflussung von China her erstarkten Tscham, die späteren Annamiten, und im Westen die von Norden her durch das nordsiamische Gebirgsland allmählich in die Menamebene einbrechende Tai, denen das Reich zum Opfer fiel. Eine endlose Reihe blutiger Kriege, in beiden Richtungen geführt, geht vom 12. bis zum 15. Jahrhundert über das Land mit verheerenden Folgen für die Bevölkerung. Sie findet im Jahre 1395 ihren Abschluß mit der Zerstörung der Hauptstadt Angkor und der endgültigen Vernichtung der Großmachtstellung der Kmer. Eine neue Einwanderungswelle von Norden her hat sich durchgesetzt, die der Tai.

Damit ist aber auch einer Periode des Kultbaus in Hinterindien, die aus der brahmanischen Gedankenwelt entwickelt war und sich deren architektonischer Formensprache bediente, die Lebensgrundlage entzogen. Wohl waren die brahmanischen Tempel im Laufe der Zeit, schon in der Zeit der Kmerherrschaft, dem sich immer stärker durchsetzenden buddhistischen Kult überliefert worden. Die den Buddhismus kennzeichnende Toleranz fand sich damit ab, daß von den vier Seiten der brahmanischen Sikharen das Antlitz des Gottes Brahma auf die meditierenden und betenden Mönche herniederschaute, ja, die Formen der Kmertempel wurden soweit vom Buddhismus übernommen, daß der Turmbau der Sikhara durchaus auch bei der Errichtung neuer buddhistischer Heiligtümer angewandt wurde, und zwar nicht nur von den Kmer selbst in Kambodja und in ihren außerkambodjanischen Herrschaftsbereichen in der Menamebene, dem späteren Königreich Siam, sondern auch von den Tai noch Jahrhunderte, nachdem sie selbst zu Herren derselben geworden waren und neu von ihnen selbst begründete Städte mit buddhistischen Heiligtümern ausstatteten. Da vollzieht sich nun aber ein bemerkenswerter Wandel in der Formgebung dieser Sikharen. Hatten die Kmer sie noch massig und in der lastenden Schwere erbaut, wie es dem Geiste der vorderindischen Architektur entsprach, so wird ihre Form nun von den Tai allmählich immer stärker ins Leichte, ins Grazile gewandelt. Schwer und wuchtig ruht die Sikhara aus der Zeit der Kmerherrschaft in Sukotai, im Norden der Menamebene, wohl aus dem 9. Jahrhundert stammend, dem Boden auf. Wenig östlich davon, in Savankalok, haben die

<sup>6)</sup> J. Sion, *Asie des Moussons*, Geogr. Universelle, Bd. IX, Paris 1929, S. 447.

Tai dann einen Sikharenbau, der nun von ihnen als Prapang bezeichnet wird, errichtet, einen Bau, der wohl aus dem 14. Jahrhundert stammen dürfte (Abb. 3). Da ist ihm das Schwere, Lastende genommen. Hoch strebt er empor, leicht geformt und in der Ornamentik mehr auf die Vertikale als die Waagrechte ausgerichtet. So haben die Tai die ursprünglich brahmanische Bauform ganz zur ihren gemacht, fügen sie als Element in ihre buddhistischen Tempel ein, in immer leichter werdender Ausbildung, die dann zum äußersten gesteigert wird in jenem grandiosen Turmbau von Wat Arun in Bangkok am westlichen Ufer des Menam Djao Phraya. Das junge hinterindische Naturvolk hat die dem düsteren Mystizismus der Hindu entstammende Grundform hieratischen Bauens aus seinem eigenen andersgearteten Lebensgefühl und religiösen Empfinden heraus gewandelt. Wie weit bei solcher Umbildung sogar der Grundcharakter der Sikhara als eines reinen Monumentalbaus verlorengehen kann, zeigt ihre Verwendung als turmartige Krönung eines Hallenbaus, des Bot vom Wat Prakeo in Bangkok, dem Tempel des königlichen Palastes, dessen Formenreichtum so recht die reichen Möglichkeiten künstlerischen Schaffens zeigt, die sich die Tai bis vor nicht langer Zeit erhalten haben; stammt doch der Tempel erst aus den Jahrzehnten der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert.

Auch in Burma finden sich Reste von Kultbauten und zum Teil noch in voller Schönheit erhaltene Tempel, die in ihrer Anlage und architektonischer Ausgestaltung Anklänge an die Bauten von Kambodja zeigen und zum Teil auch in der gleichen Zeit entstanden sind wie diese. Es sind vor allem die Tempel der einstigen, durch lange Jahrhunderte in dieser Funktion bewährten Hauptstadt Burmas, Pagan am Irawadi. Unter dessen zahlreichen Tempeln kommt dem vielgerühmten Anandatempel besondere Bedeutung zu. Er gehört noch heute zu den wichtigsten Heiligtümern und Wallfahrtsstätten des Buddhismus. In dem terrassenförmigen Aufbau erinnert der hoch aufstrebende, vor allem im 11. Jahrhundert entstandene Tempel an die Bauten von Angkor, während die Sikhara, in die der ganze Bau nach oben ausmündet, deutliche Anklänge an die Architektur von Orissa aufweist und damit unmittelbar vorderindische Einflüsse erkennen läßt, worauf H. Höver mit Recht hingewiesen hat. Es scheinen also durch die Jahrhunderte hin immer wieder Fäden der Verbindung zur geistig-künstlerischen Heimat hinterindischen Bauens nach Vorderindien angesponnen worden zu sein, wie denn sogar Künstler aus Pagan nach Indien herübergeholt worden sind, um dort an Restaurierungsarbeiten dortiger Tempel mitzuwirken, wie dies z. B. nach Höver vom

Tempel von Buddha Gaya, dem bedeutsamen Heiligtum, errichtet an der Stelle also, wo dem großen Lehrer einst die Erleuchtung kam, überliefert ist.

Der Sikhara, die, an sich aus der brahmanischen Vorstellungswelt stammend, doch in Hinterindien im buddhistischen Tempelbau bis in dessen jüngste Entwicklungen, wie wir sahen, eine Heimstatt gefunden hat, steht nun eine andere ganz dem buddhistischen Kunstschaffen zugehörige Bauform gegenüber, die aus der hinterindischen Kulturlandschaft nicht fortzudenken ist, der Stupa. Auch dieser sakrale Turmbau entstammt der vorderindischen Heimat des Buddhismus und ist mit diesem nach Hinterindien gekommen. Er fehlt ganz in den stark brahmanisch beeinflussten, ja als brahmanische Heiligtümer entstandenen Bauten der Kmer, ist auf hinterindischem Boden offenbar jünger als die Sikhara, jedenfalls scheint dies für Thailand und Kambodja zu gelten, während aus Burma Stupas bekanntgeworden sind, die nach Höver<sup>7)</sup> höchstwahrscheinlich schon dem 6. Jahrhundert entstammen. Diesen Stupen, die auf Ceylon als Dagoba, in Tibet als Shorten, in Thailand als Prachedi bezeichnet werden, liegt die Form eines runden Grabtumulus zugrunde, der in der Architektur die Gestalt einer Glocke annimmt. Die Glockenform ist durch einen meist nach der heiligen Dreizahl gegliederten Unterbau vom profanen Erdboden abgehoben und oben durch einen Ehrenschirm, wie er zu den Insignien des königlichen Buddha gehört, gekrönt, wobei dieser Schirm in sich wieder aus einer Vielzahl, dann aber immer ungeraden Anzahl von übereinandersitzenden Schirmen bestehen kann, womit sich für die Phantasie des Erbauers ungeahnte Möglichkeiten in der Steigerung des Heiligen eines solchen Baues ergeben.

Der Stupa ist als buddhistischer Sakralbau zu nächst Reliquienschrein. Die aus dem Sinnbild des Grabhügels entwickelte Kuppelwölbung barg die heiligen Reliquien, eine Erinnerung an Buddha selbst oder an bedeutende Vertreter buddhistischer Hierarchie. Er wird dann aber auch wieder zum Grabmal etwa für einen König oder hohen Priester und Klostervorsteher. So sind die vier spitzen, leuchtend weißen Stupen in den Tempelhöfen von Wat Po in Bangkok am Ufer des Menam (Abb. 7) Grabdenkmäler der ersten vier Könige der noch heute in Siam legitim regierenden Chakkri-Dynastie. Es kann so ein Stupa aber auch errichtet sein, um die besondere Bedeutung eines Landschaftspunktes religiös zu symbolisieren. Kommt man z. B. zu Schiff von Singapore nach Bangkok und hat die Mündung des Menamstromes erreicht, so grüßt einen schon

<sup>7)</sup> Höver, Indische Kunst, Breslau 1923, S. 68.



von weitem wie ein Seezeichen, das dem Schiffer die Ansteuerung der Mündung erleichtern soll, auf einer Insel mitten im Strom gelegen, in schimmerndem Weiß ein solcher Stupa, aufragend über die leuchtend bunten Farben des mit ihm verbundenen Tempels Wat Klang Nam, so daß der Stupa hier gewissermaßen die Grenze zwischen dem festen Land und dem Meere bezeichnet. Sicher spielen bei solcher Anlage des Tempels auch animistische Vorstellungen eine Rolle, gilt es doch an so bedeutsamer Stelle sowohl der Willkür der Meereskräfte wie auch der des Stromes zu wehren.

Wie bei uns auf Bergeshöh Kapellen und Kirchen vielfach anknüpfend an ältere germanische Heiligtümer, errichtet sind, so krönen die buddhistischen heiligen Bauten von Stupen

fallenen Bau errichtet, der die Stelle kennzeichnete, wo man die ältesten Relikte frühen Buddhismus im ganzen Lande gefunden hatte. Über einem quadratischen Unterbau von 236 m Seitenlänge spannt der Kuppelbau über nicht weniger als 98 m und steigt die Spitze des Bauwerkes bis zu 118 m auf<sup>9)</sup>.

Das eigentliche Land der Stupen ist aber in der Reihe der hinterindischen Länder doch Burma. Nirgendwo sonst leuchten überall von den Ufervorsprüngen der Flüsse und Ströme aus dem Grün der Siedlungen und von Bergeshöhen so viele schneeweiße oder — und das ist gerade für Burma charakteristisch — goldene Stupen ins Land. Überraschend wirken in Burma vor allem die Häufungen der zu einheitlichen Bauanlagen zusammengeführten Stupenmassen. Nicht eine

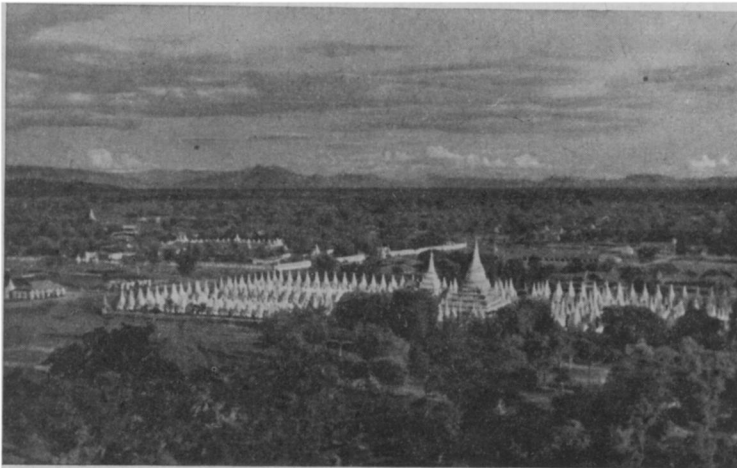


Abb. 4. Stupenfeld Kuthodaw

auch in Hinterindien hervorragende Landschaftspunkte, besonders wenn sie in unmittelbarer Nachbarschaft größerer Siedlungen die Gläubigen weithin grüßen und zur Wallfahrt zu mahnen geeignet sind, wie etwa der Stadtberg von Luang Prabang, einer alten Fürstenstadt der Tai am Ufer des gewaltigen Mekongstromes, wo das Prachedi des Tempels Tat Tshom Si die Gebirgstalandschaft auf weite Sicht hin beherrscht<sup>8)</sup>.

Gewaltige Ausmaße können solche Stupen erreichen, wobei man mit der Errichtung von Kolossalbauten naturgemäß die besondere kultische Bedeutung einer Örtlichkeit hervorzuheben bemüht ist. Der wohl großartigste Stupenbau auf hinterindischem Boden dürfte das Prachedi von Phra Pathom in der Menamebene, etwa 40 km westlich von Bangkok, sein, um die Mitte des 19. Jahrhunderts über einem älteren, schon ver-

Stupa, sondern ein ganzes Feld von Stupen, deren jede auf steinernen Tafeln gemeißelt heilige Sprüche zur Schau stellt, findet man hier wie zu buddhistischen Kolossalbibeln vereint. Offenbar spielen hier Vorstellungen herein, wie sie im Borobodur auf Java, dem wohl großartigsten Sakralbau des Buddhismus, zur Wirkung gekommen sind, kennzeichnet doch auch ihn die zu architektonischer Einheit verbundene Häufung von Stupen. Zum Teil sind diese Stupenfelder in Burma erst jünger Entstehung. So stammt die großartige Anlage Kuthodaw erst aus den 70iger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Sie ist von dem um die Pflege der buddhistischen Lehre besonders verdienten König Mindon Min, dem vorletzten der burmanischen Herrscher, errichtet worden, um in ihr die reine Form des Tipitika, des Pali-Kanons als wichtige Grundlage der Lehre der Nachwelt in möglichst unvergänglicher Form zu erhalten<sup>10)</sup>. Auf einem Konzil buddhistischer

<sup>8)</sup> Abbildung in W. Credner, Hinterindien, Handbuch der Geograph. Wissenschaft, Bd. Süd- und Südostasien, S. 384.

<sup>9)</sup> K. Döring, Siam, München 1923, Teil 2, S. 38 und Abb. 5.

Priester und Schriftgelehrter hat er den ursprünglichen Text des Kanons in dreijährigen Arbeiten feststellen und das Ergebnis in 729 Steintafeln einmeißeln lassen. Jede dieser Tafeln ließ er in einen kleinen Stupa einmauern, die sich nun — 729 an der Zahl — um eine Zentralstupa gruppieren. So liegt diese eigenartige Schöpfung, bis auf unsere Tage unversehr im schimmernden Weiß des rechteckig angeordneten Stupenwaldes erhalten, zu Füßen der auf der Höhe eines kleinen Inselberges errichteten älteren Arakan Pagode, die selbst eines der bedeutendsten Heiligtümer des Buddhismus in Burma darstellt. Weit schweift der Blick von der Höhe über das Kuthodaw und das dahinter im Grün der Fruchtbaumgärten fast verschwindende Mandalay, über die weite Reisfeldebene des Irawadi, die im Osten durch den Steilanstieg des Shanplateaus begrenzt wird, sich nach Süden ins Unendliche verliert, durchstrahlt gewissermaßen von der Heiligkeit dieses kultischen Mittelpunktes der alten Königsstadt Mandalay<sup>11)</sup>. (Abb. 4.)

Am Südende der großen burmanischen Ebene liegt dann wieder ein besonders bedeutsamer Kultbau, der goldschimmernde Riesenstupa Shwedagon. Wie die Arakanpagode die alte Königsstadt Mandalay im Norden überragt, so erhebt sich Shwedagon im Norden der bedeutendsten Hafenstadt des südlichen Burma, der heutigen Hauptstadt des Landes, Rangoon. An eine sehr alte, wohl aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung stammende buddhistische Kultstätte anknüpfend, ist der Stupa von Shwedagon in seiner heutigen Gestalt erst im 18. Jahrhundert errichtet worden. Die Fülle der Bauten, die ihn umgeben, die zahllosen kleinen vergoldeten Stupen, die vieltausend Buddhbilder, die sich in seiner Umgebung finden, die große Zahl von Tempeln und Tempelchen zu seinen Füßen sind gewiß nicht auf einmal erstellt, sondern Ergebnis einer längeren Baugeschichte, die aber zu Anfang des 19. Jahrhunderts ihren Abschluß gefunden haben dürfte. Kein Kultbau in Hinterindien ist so glanzvoll ausgestattet wie Shwedagon (Abb. 5). Zum leuchtenden Gold der Stupen, zum tiefen Rot der Tempelsäulen und des reichen Schnitzwerks der Tempel, zum Farbenspiel der in der Tropensonne fast bis zum Unerträglichen Hitze und Licht reflektierenden Marmorböden gesellt sich Schatten spendend und das strahlende Blau des Himmels abdämpfend das Grün der Palmen, von Bodibäumen (*Ficus bengalensis*) und hochaufragenden Dipterocarpusstämmen. Über die überwältigende Fülle von

Formen und Farben ragt der Hauptstupa auf in harmonisch sich nach oben verjüngender Form, ganz leicht hinterindisch in seiner Gestaltung, über und über goldgleißend, das zentrale Heiligtum, Bewahrer seltener Reliquien<sup>12)</sup>, die die Scharen der Gläubigen anziehen. So überstrahlt Shwedagon als das wohl lebendigste Heiligtum Burmas die Stadt Rangoon, und kaum etwas hat

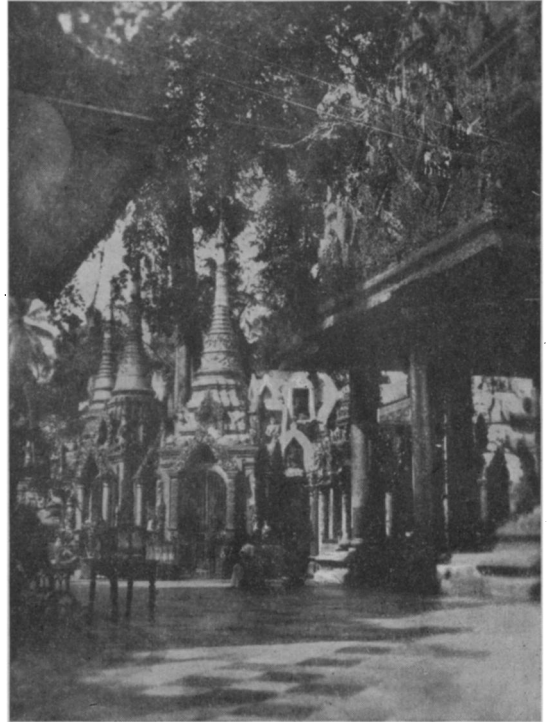


Abb. 5. In den Tempelhöfen von Shwedagon Reichgeschnitzte Tempeldächer und die Vielzahl kleiner Stupen, errichtet über Buddhbildern oder heiligen Schriften, lagern sich um den zentralen Stupa.

die Burmanen mehr verletzt, als daß die Engländer unmittelbar am Fuße des Heiligtums, auf dem dort etwas höheren und daher für ihre Zwecke geeigneten Grund über der feuchten Reisfeldebene die Kasernen ihrer zur Besetzung Burmas aus Indien herangeführten Truppen errichteten. Um Shwedagon hat sich denn mit dem Ziel der Befreiung des nun zum Nationalheiligtum erkorenen Tempelbezirks eine der Zellen des Abwehrkampfes gegen die britische Herrschaft entwickelt.

Ist der Stupa zur bei weitem wichtigsten Form des buddhistischen Kultbaus in Burma geworden, die der besetzten Landschaft Burmas als dem Lande der Stupen geradezu das Gepräge gibt, so

<sup>12)</sup> Der Stupa soll unter anderem 8 Haare des Gautama Buddha enthalten. H. v. Glasenapp a. a. O., 1936, S. 158.

<sup>10)</sup> H. v. Glasenapp, Der Buddhismus, Berlin-Zürich, 1936, S. 153.

<sup>11)</sup> Abbildung des Kuthodaw in W. Credner, „Hinterindien“, Hdb. d. Geogr. Wiss. Bd. Südostasien, Bunttafel XXVI.

ist für Thailand nicht weniger bezeichnend die hier besondere Pflege und Entwicklung des Tempelhallenbaus, der auch im Lebensbereich der Lao, im Gebirgsland nördlich der Menamebene die wichtigste Form des Kultbaus ist (Abb. 6). Ist der Stupa ein reiner Monumentalbau, so tritt uns nun hier eine echte Raumarchitektur entgegen, wie sie ganz offenbar nicht auf Einflüsse von



Abb. 6. Buddhistische Tempelhalle von Wat Prasing in Toking Mai, Nord-Siam

Formschöne Holzarchitektur mit geschnitztem Giebel- und Ständerwerk. Dem Eingang gegenüber, also auch vor der Giebelwand, steht im Innern das Buddhahild.

Vorderindien her zurückgehen kann, vielmehr im Lande selbst entwickelt ist, allerdings wohl in Anlehnung an Baugedanken, die auch dem chinesischen Tempelbau zugrunde liegen. Mancherlei Züge haben die siamesischen Tempelhallen mit denen Chinas gemeinsam, vor allem das Weitausladende des in First- und Giebellinien leicht durchbogenen und in langausgezogenen Spitzen auslaufenden Daches. Daß in den Tempeldächern Bangkoks auch der orangefarbenen glasierte Ziegel zur Anwendung gekommen ist, dürfte spätere Entlehnung aus China sein, begnügen sich doch die älteren und einfacher gestalteten Tempelhallen im Inneren des Landes mit Schindelbedeckung oder einfachem Ziegeldach. Grundverschieden ist vor allem die Orientierung der Hallen. Während der chinesische Tempel von der Langseite in einer Reihe von Toröffnungen be-

treten wird und die heiligen Bilder oder beim konfuzianischen Tempel die Ahnentafeln dem zentralen Eingang gegenüber, also auch an der Langseite aufgestellt sind, ist die siamesische Tempelhalle von dem an der Ostseite gelegenen Giebel her zugänglich, steht das Buddhahild, das Antlitz nach Osten gekehrt, dem Eingang gegenüber vor der westlichen Querwand. Diese aus der Symbolik des Buddhismus entwickelte innere Ausrichtung läßt die ganze Weite der Halle auf den Eintretenden wirken und erhöht deren Raumeindruck.

Wenn Höver<sup>13)</sup> die beiden Formen, den chinesischen und siamesischen Hallenbau auf eine gemeinsame Quelle des Inselmalaiischen zurückführen möchte, dabei an einen alten von Sarrasin ausgesprochenen Gedanken anknüpfend<sup>14)</sup>, so liegt dieser Auffassung vielleicht ein richtiger Kern zugrunde, nur können wir die Zusammenhänge heute, nachdem die Forschungen v. Eickstedts<sup>15)</sup> soviel Licht auf die Dynamik der ostasiatischen Rassenwanderungen zu werfen vermochten, anders deuten. Ich möchte die Grundform der Tempelhallen Süd-Ostasiens, die ja an dem ganzen Raum eigentümliche Formen auch des profanen Hausbaus, vor allem der Dachgestaltung, anknüpfen, auf eine gemeinsame, nämlich palaemongolische Wurzel des baulichen Denkens zurückführen. Die Palaemongoliden haben zweifellos einst die Grundschicht der Bevölkerung des gesamten festländischen Ostasien gebildet. Sie haben als Träger einer alten Pflugbaukultur auch schon in den Ebenen Nordchinas in der Nachbarschaft und in Auseinandersetzung mit den Steppennomaden Zentralasiens gelebt. Damit ist sogar die Möglichkeit gegeben, die geschwungenen First- und Giebellinien wieder in Verbindung zu bringen mit dem Zeltbau der Nomaden, eine alte aus dem Formvergleich sich aufdrängende Auffassung, die man unter dem inzwischen vertieften Wissen über die Wanderungen der Palaemongoliden, die ja auch eine der Grundkomponenten des malaiischen Rassengefüges ausmachen, erneut, wenn auch in andere Vorstellungen eingereiht und nicht nur auf die chinesische Architektur angewandt, in Erwägung ziehen kann.

Die Tempelhallen, deren Grundformen auch für die Gestaltung der hinterindischen Fürsten- und Königspaläste maßgebend gewesen sind, treten nun je nach ihrer Bedeutung, je nach der Leistungsfähigkeit der sie erbauenden Gemeinde oder des Stifters, in allen Größenordnungen und vielfältigen Verschiedenheiten der Ausstattung

<sup>13)</sup> O. Höver, Indische Kunst, Breslau 1923, S. 73.

<sup>14)</sup> Sarrasin, Pfahlbauhaus und Griechentempel, Zeitschr. für Ethnologie, 1904.

<sup>15)</sup> E. v. Eickstedt, Rassendynamik Ostasiens 1944, 243 S.

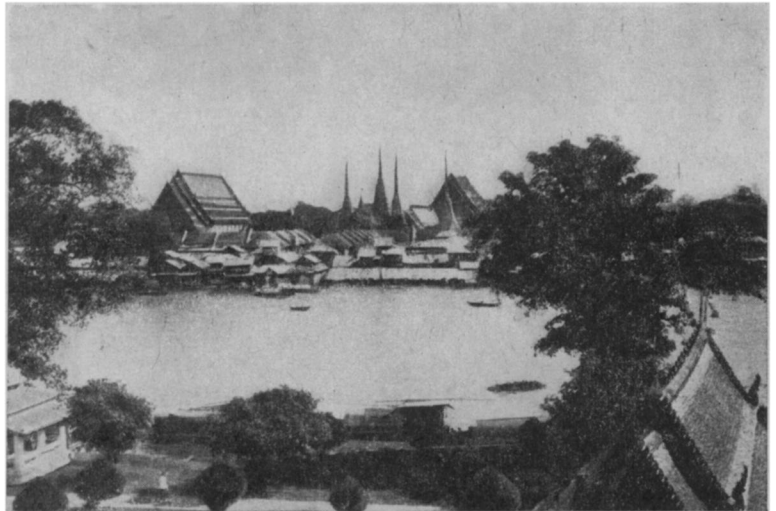
auf, bewahren dabei aber immer als Stätten des buddhistischen Kultus gewisse Gemeinsamkeiten der Anlage und der Ausrüstung.

Als Stätten des Kultes, der in Händen des buddhistischen Mönchsordens liegt, sind sie an dessen Niederlassungen gebunden und treten daher immer in Verbindung mit einem buddhistischen Kloster auf. Diese Klosteranlagen bilden also kultische Anlagen höherer Ordnung, insofern nämlich, als sich in ihnen eine Vielzahl von Bauten mit verschiedenen kultischen Funktionen vereinigt<sup>16)</sup>. So tritt meist nicht nur eine Tempelhalle in ihrem Bereich auf, sondern gewöhnlich

über den breiten Menamstrom auf die Anlage, so heben sich, alles andere mächtig überragend, zwei Tempelhallen heraus. Die im Bilde weiter Entfernte bildet den eigentlichen Mittelpunkt der ganzen Anlage. Sie ist der Haupttempel, dessen besondere Stellung noch dadurch herausgehoben ist, daß östlich von ihm sich vier schlank zum Himmel aufsteigende Stupen erheben, über und über mit Porzellan-Mosaik bekleidet und daher bunt in allen Farben in der Sonne gleißend, Grabdenkmäler der vier ersten Könige der Tshakkri-Dynastie. Diese Haupttempelhallen der Klöster führen in Thailand die Bezeichnung Bot. Neben ihr findet sich vielfach noch eine zweite

Abb. 7. Buddhistische Tempelanlage Wat Po in Bangkok am Ufer des Menam

Auf der Südseite der beiden Tempelhallen, des Bot (hinten rechts) und des Vihan (Mittelgrund) liegen die zu Straßen geordneten Wohnstätten der Mönche. Die vier Stupen sind als Grabmäler der Könige der Tsakkri-Dynastie errichtet. Das Ganze umgeben von einer Mauer, der Juwelenmauer, Kampang Keo.



deren zwei. Eine Vielzahl von Stupen kann sich innerhalb der Klosteranlage befinden, als Grabdenkmäler bedeutsamer Priester oder hoher Persönlichkeiten, von Fürsten und Königen. Die Unterkunftshäuser der Mönche finden sich innerhalb des Klosterbezirks, wobei sie in abgelegenen Dörfern vielleicht nur als ganz einfache Bambushütten entwickelt sind. Rasthäuser für Pilger und für Besucher bei Tempelfesten sind bereit, und das Ganze ist abgeschlossen von einer Mauer gegen die profane Welt, der Juwelenmauer (Siam: Kampang Keo), die bei den großen Klöstern der Königsstädte ein mächtiger, immer viereckiger und an den Ecken oft von Stupen betonter Mauerbau, bei kleinen Dorftempeln vielleicht nur ein einfacher Holzzaun sein kann.

Eine solche Klosteranlage, und zwar die älteste und wohl schönste der Königsstadt Bangkok, ist Wat Po, im Volksmund der Tempel des heiligen Bodhibaumes, mit hieratischem Namen Wat Tshetupon, erbaut von König Rama I. zu Ende des 18. Jahrhunderts, also bald nach der Begründung der neuen Hauptstadt. Blickt man (Abb. 7)

<sup>16)</sup> K. Döhring, Buddhistische Tempelanlagen in Siam, 3 Bände, Berlin 1916.

oft ebenso gewaltige Halle gleichen Baustils, die im Gegensatz dazu den Namen Vihan führt. Ist der Bot vor allem für die Gottesdienste der Mönche bestimmt, die Stätte an der die Mönchsgelübde abgenommen werden und in der die Feier der Priesterbeichte stattfindet, so ist der Vihan mehr der Tempel der Laien, in dem diesen gepredigt wird und in dem ihnen Absolution von ihren Sünden erteilt wird. Im Bereich des Wat Po aber ist die uns näher gelegene zweite Tempelhalle auch ein Heiligtum großer Bedeutung, beherbergt sie doch ein besonders berühmtes Buddhabild, einen liegenden Nirvana Buddha von nicht weniger als 40 m Länge. Diese Tempelhallen deckt ein gewaltiges mit farbigen glasierten Ziegeln belegtes Dach, das seinen besonderen Charakter erhält einerseits durch die Treppung der Giebel, andererseits durch die leichte Einbiegung der Giebellinien, vielfach auch der Linie des Firstes. Immer wird die schwingende Linie noch besonders betont durch die in einen Schlangenkopf ausgezogenen, vielfach vergoldeten, gebogenen First- und Giebelbretter, die dem ganzen Dach, auch wenn es noch so gewaltig ist, etwas Leichtes, Graziles geben.

In der Ausschmückung der Tempelhallen hat nun das hinterindische Kunsthandwerk seine höchsten Blüten entfaltet. In Gold erstrahlen meist die reichen Ornamente der Giebfelder. Mit bunten Majoliken sind bei den am reichsten ausgestatteten und von Säulengängen umgebenen Hallen die Wände ausgelegt. Lackarbeit in Gold und Schwarz deckt die Tempeltüren und Fensterfüllungen, ziert die Büchertruhen, in denen die heiligen Schriften ruhen. Eingelegte Perlmutter auf schwarzem Lackuntergrund vermag die feine und bizarr verschlungene Ornamentik, mit Darstellungen von Szenen aus dem Ramayana, in breit ausgeführten Flächenmustern

in der West-Ostrichtung angeordneten und ostwärts geöffneten Tempelhalle, rechts von dem in gleicher Richtung blickenden Buddhabild des Tempels liegen, befinden sich also regelmäßig auf der Südseite des ganzen Tempelkomplexes. Alle anderen Lagen werden als unglückbringend angesehen<sup>17)</sup>.

Außer den Stupen finden sich in den Tempelbezirken noch andere sakrale Turmbauten. In Burma sind es meistens in Holz ausgeführte aus einer Vielzahl von Dächern, der chinesischen Pagode ähnlich, getürmte Bauten, die die Möglichkeit zur Verzierung mit reicher Holzschnitzerei bieten, in Siam ist es der aus gleichen Bau-

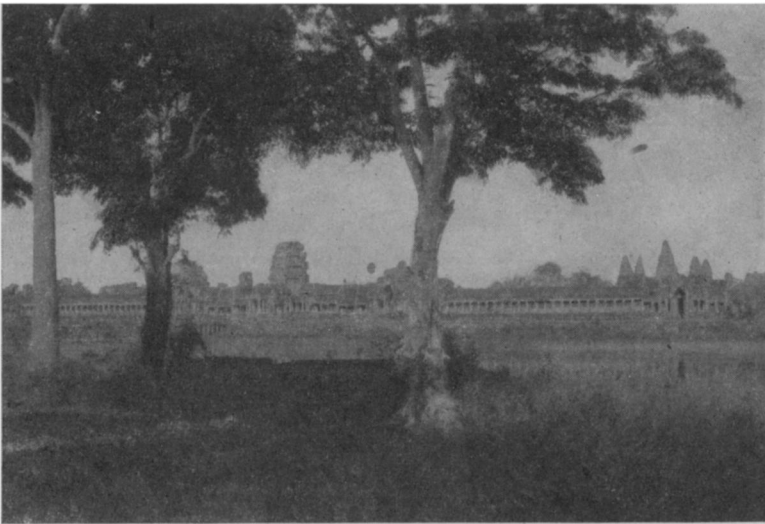


Abb. 8. Klosteranlage Mehoengson, Nordwest-Siam

prachtvoll zum Ausdruck zu bringen. Im Innern sind die Wände mit Gemälden in schönen, kräftigen Farben bedeckt, die meist Szenen aus dem heiligen Leben des Gautama Buddha veranschaulichen. Hier im Innern steht das Buddhabild in vielfältigen Formen, der meditierende Buddha oder der lehrende, oft prachtvolle Schöpfungen hieratischer Kunst. Während meist verputzter Ziegelstein das Baumaterial darstellt, ist in Bangkok bei dem wohl letzten, erst vom König Tshulalongkorn errichteten Wat Benjamapopitr kostbarster, schneeweißer Marmor für Wände und Säulen verwandt, bedeckt gleißender Marmor auch die Flächen des Tempelhofes.

Für sich gelegen, aber innerhalb der Juwelmauer noch, befinden sich die Wohnungen der Mönche. Oft sind sie in ganzen Straßenzügen angeordnet zur Aufnahme von Hunderten von Priestern und Mönchen. Es sind meist sehr einfach gehaltene, architektonisch anspruchslose Häuschen, der Ordensregel nach nur mit dem Allernotwendigsten ausgestattet, in denen jeweils 6 bis 8 Mönche wohnen. Diese Mönchswohnungen müssen der Vorschrift nach rechts von der

elementen gebildete und bis zum Verspielten gesteigerte elegante Spitzturm, der hier den Namen Mondob führt. Zu oft wunderbarer Wirkung, eingesponnen in das wuchernde Grün der tropischen Vegetation, finden sich diese vielgestaltigen Bauten in so einer Tempel- und Klosteranlage zusammen märchenhaft schön, wenn etwa zur Nachtzeit das Licht des Vollmondes durch das Turm- und Dächergewirr geistert (Abb. 8).

Ganz besonders reich mit prächtigem Schnitzwerk verziert heben sich aus der Vielgestalt der Kultbauten einige im Bereich der alten burmanischen Königsstadt Mandalay heraus, so das goldene Kloster der Königin, dessen Ziertürme und reiche Giebelornamente mit dem Formenreichtum der sie umrauschenden Palmen und Bodhibäume zu wetteifern scheinen. Da ist nichts mehr von den schweren, einer tiefreligiösen aber doch gedrückten Grundhaltung entsprossenen Bauten Indiens zu spüren. In dem bis zum Spie-

<sup>17)</sup> Die Symbolik buddhistischer Kultbauten behandelt K. Döhring, Siam, München 1923, Bd. 2, S. 12–20.

lerischen gehenden Gestalten spiegelt sich vielmehr der mehr zum Freudigen, Festlichen neigende Charakter der noch weit mehr naturnahen, geistig einfacheren hinterindischen Völker wider.

Und die Kultbauten Hinterindiens sind nicht etwa Relikte einer abgetanen, verflossenen Zeit hinterindischen Lebens, wenn der Raum auch überreich ist an Ruinen verfallener Tempel und sakraler Turmbauten. Auch in unseren Tagen noch stehen sie mitten drin im Leben des Volkes. In ihren heiligen Bezirken, in ihren Hallen formt sich noch heute zum guten Teil das Denken des hinterindischen Menschen. Zwar sind in den letzten drei Jahrzehnten nur wenige und fast ausnahmslos nur unbedeutende neue Tempelbauten des Buddhismus entstanden. Dies hat aber seinen Grund zum guten Teil darin, daß man sich heute in den Ländern Hinterindiens unter dem Einfluß westlicher Anschauungen mehr als früher die Erhaltung der bestehenden Bauten angelegen sein und sie nicht verfallen läßt, wie es früher der Fall war, wo es ganz allgemein als größeres Verdienst galt, einen neuen Tempel zu schaffen, als etwa mit denselben Mitteln alte in Verfall befindliche wiederherzustellen. Noch heute geht der junge Burmane, der Tai und der Kmer, für ein paar Monate zumindest in die Lehre der Priester und wird hier vertraut mit den geistig religiösen

Grundlagen des Lebens seines Volkes, und wenn auch die Zeiten dahin sind, wo das Bildungswesen ganz in den Händen der buddhistischen Geistlichkeit lag, wenn an ihre Stelle auch mehr weltliche, vom Staate errichtete Schulen und Hochschulen getreten sind, so ist die Grundlage ihrer geistigen Haltung doch auch heute noch die Lehre Buddhas, die von den Kultstätten aus und von Kult- und Tempelfeiern in das Volk ausstrahlt. Gewiß, die neue Zeit tritt an die Völker des hinterindischen Raumes mit Forderungen und Aufgaben heran, zu deren Lösung die Weltanschauung des Buddhismus die nötigen Grundlagen und Kräfte allein nicht mehr zur Verfügung zu stellen vermag. Daß dieses neue Leben, daß die Notwendigkeit, sich nun auch mit moderner Technik und als ihrer Grundlage mit westlicher Wissenschaft auseinanderzusetzen, in den Ländern Hinterindiens, soweit wir dies bisher zu beobachten vermochten, nun aber nicht zur geistigen Entwurzelung zu führen braucht, daß das Neue das Alte nicht zu verdrängen scheint, sondern sich ihm eher zur Seite stellt, das ist begründet in der Tiefe, in der die Völker Hinterindiens in der Gedankenwelt des Buddhismus verwurzelt sind. Ausdruck dieser Tiefe innerer Verbundenheit ist nicht zuletzt auch die künstlerische Leistung, die aus den Kultbauten in der hinterindischen Landschaft zu uns spricht.

## LANDSCHAFTSKUNDLICHE BEOBACHTUNGEN IM SÜDLICHEN HEDJAZ

C. Rathjens und H. v. Wissmann

Mit 2 Karten, 11 Figuren und 31 Abbildungen

1. Die Küstenebene von Djidda.
2. Das Bergland von Mekka.
3. Das Wadi Fâtima.

4. Beiträge zur Kenntnis der Vegetationsverhältnisse.
5. Die Stadt Djidda.
6. Die Wasserversorgung von Djidda.

### 1. Die Küstenebene von Djidda

Die Küstenebene oder Tihâma von Djidda hat etwa eine Breite von 12 km bis an den Fuß des Küstengebirges und bildet in ihrer ganzen Breite eine langsam von der Küste nach Osten ansteigende schiefe Ebene, die abgesehen von einem kleinen Kliff an der Küste ihr Gefälle kaum ändert. Die Unregelmäßigkeiten des Geländes in der näheren Umgebung von Djidda sind künstlich verursacht. Von der Erosion des Wassers geschaffene Einschnitte haben wir in der Umgebung von Djidda, außer in der flachen Rinne der Mündung des Wadi Fâtima nicht gefunden. Das Tal, das östlich von Djidda aus dem Küstengebirge kommt, und dem die Straße nach Mekka folgt, zeigt auf der Küstenebene keinen Einschnitt mehr.

Die Oberfläche der Ebene wird ausschließlich von lößähnlichem Staubsand, Kies und Geröllen eingenommen. Die Unterlage dieser horizontal gelagerten Schichten wird an der Küste durch festen Korallenkalk gebildet. Wie weit dieser sich ins Innere der Küstenebene fortsetzt, vermögen wir nicht zu sagen. Wir wissen nur, daß er dicht östlich und südöstlich Djidda an verschiedenen Stellen unter den ihn überlagernden Schichten künstlich freigelegt ist.

An der Küste nördlich von Djidda folgt hinter einem sanft bis zu etwa drei Meter Höhe ansteigenden Sandstrand ein steiles Kliff von Korallenkalk. Stellenweise liegt die Oberkante dieses Kliffs an der Küste höher als die Oberkante des von Sanden überlagerten Korallenkalks weiter im Inneren. In Figur 1 ist ein Profil